



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 217.

Freitag, den 16. September 1904.

19. Jahrgang.

Sklavenketten.

Roman nach Mrs. Alexandervon J. Frick.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung

„Handle nach bestem Ermessen“, sagte er. „Ich bin überzeugt, du wirst, wie allezeit, auch hier das Richtige treffen!“

Erst am Sonnabend beim Frühstück erfuhr Marjory das Resultat dieser Verhandlung. Indem sie vom Tisch aufstand, sagte Mrs. Acland:

„Du hättest dein bestes Kleid nicht anzuziehen brauchen. Ich nehme dich heute nicht mit zu den Carterets.“

„Ich bin aber eingeladen!“ sprach Marjory mit hochklopfendem Herzen. „Warum willst du mich nicht mitnehmen?“

„Ich werde nur einige Augenblicke bleiben und dann andere Besuche machen, bei welchen ich dich nicht brauchen kann. Kurz, ich habe beschlossen, dich nicht mitzunehmen!“ erklärte Mrs. Acland in ihrem härtesten Ton.

Marjory erkannte, daß jeder Widerspruch ihr nichts nützen würde, und so schweig sie. Ihre Unterwerfung ließ Mrs. Acland sie mißtrauisch ansehen, aber kein Zug an dem jungen Mädchen verrieth ihr, was in demselben vorging.

Als sei nicht das geringste vorgefallen, ging sie in ihr Zimmer und vertauschte das gute Kleid mit dem ältesten, welches sie besaß.

Sobald sie aber Mrs. Acland fortgehen hörte, begab sie sich in den kleinen Garten, welcher hinter dem Hause lag, und schritt, in Nachdenken vertieft, lange in demselben auf und ab, und während dieser Zeit reifte ein Plan in ihr, zu dessen Ausführung sie in der That allen Muthes bedurfte.

Mrs. Acland kam rechtzeitig zum Mittagessen zurück und erzählte ihrem Gatten lachend, die Lampe müsse Humbug sein, denn Mr. Carteret habe dieselbe betrachtet und sie ihr dann schweigend zurückgegeben. Gegen Marjory verlor sie kein Wort.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, wurde Mrs. Acland nach der gleich nach dem Kirchgang frühzeitig gehaltenen Mittagstafel durch das Zuschlagen der Hausthür aus einem leichten Schlummer gewedt.

„Wer war das, Jane.“ fragte sie das Mädchen, als dasselbe gleich darauf hereinkam, um die Jalousien zu schließen.

„Miß Marjory“, antwortete die Gefragte.

„Miß Marjory!“ wiederholte Mrs. Acland. „Sagte sie, wohin sie gehe?“

„Rein, gnädige Frau. Ich denke, zur Kirche, da sie ihr Gebetbuch in der Hand hatte!“

„Sonderbar!“ sprach Mrs. Acland, während die Dienerin den Raum verließ.

Um dieselbe Zeit sahen Mr. und Mrs. Carteret nebst einigen Freunden beim Gabelfrühstück. Einer der Besucher war ein Italiener, ein ebenso großer Kunstenthusiast wie Mr. Carteret; der andere Besuch war eine Dame, näher den Dreißigen als den Zwanzigen, mit rothen Wangen, glänzenden, schwarzen Augen und gleichfarbigem Haar.

Mr. Carteret und der Italiener waren in ein Gespräch über seltene Münzen vertieft; Mrs. Carteret und die junge Dame sprachen über allerlei Gegenstände.

„Ich bin überzeugt, Sie werden Langford-Priorei herrlich finden. Die Gegend ist wunderbar schön und die Luft sehr gesund. Wir sind ja Nachbarn!“

„Ich fürchte, weder Mr. Carteret, noch ich werden uns in England behaglich fühlen. Es ist —“

„Miß Acland!“ meldete ein Kellner mit lauter Stimme, und Marjory entsezt, sich nicht allein Onkel und Tante, sondern auch Fremden gegenüber zu finden, trat in das Zimmer. Mr. Carteret beachtete sie nicht, Mrs. Carteret hingegen trat ihr freundlich entgegen.

„Mein liebes Kind!“ begrüßte sie das junge Mädchen. „Wie bedauerten wir gestern, daß Sie nicht kommen konnten! Ist der Kopfschmerz besser? Setzen Sie sich. Miß Warring, diese junge Dame ist die Nichte von Mr. Carteret.“

„Wirklich!“ sagte Miß Warring mit einem angenehmen Lächeln. „Ich dachte, Mr. Carteret habe außer Vere Ellis gar keine Verwandte!“

„Seitdem diese junge Dame auf der Welt ist, sind wir fast beständig von England weggewesen“, versetzte Mrs. Carteret lächelnd.

„Keinen besseren Platz als London, um Bekannte zu treffen!“ bemerkte Miß Warring, sich an Marjory wendend. „Beste Mrs. Carteret, ich muß gehen. Wann kommen Sie in die Priorei?“

„Dienstag, wenn bis dahin alles bereit ist.“

„Dienstag!“ dachte die arme Marjory für sich. „Da ist keine Zeit zu verlieren!“

Miß Warring verschwand nach einigen Abschiedsworten an beide, Mr. Carteret bekam nur eine Verbeugung. Bald darauf, zu Marjory's Freude, empfahl sich auch der Italiener. Es folgte ein verlegenes Schweigen.

„So, Sie haben uns also wieder aufgefunden, meine kleine Nichte?“ sagte Mr. Carteret endlich in einem seltsamen Tone.

„Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, daß ich kam!“ stammelte Marjory.

„Natürlich nicht!“ versetzte Mrs. Carteret gütig.

„Wie wäre es, Miß Marjory, wenn Sie sofort sagen würden, was Sie wünschen“, fügte Mr. Carteret scharf hinzu.

Einen Augenblick war es der Verwirrung, als haßte ihr die Zunge am Gaumen; erst jetzt erkannte sie die Kühnheit ihres Schrittes.

„Das will ich“, begann sie aber dann entschlossen, wenn auch bald roth, bald blaß werdend, „obgleich ich jetzt, da ich hier bin, mich fast fürchte, zu sprechen. Als ich mit meiner Stiefmutter hier war, hörte ich Sie sagen, daß Sie jemand suchten, der deutlich und korrekt schreiben könnte. Ich kann beides. Wollen Sie mich anstellen?“

Ihr Muth war zurückgekehrt; sie sah den Onkel mit so ehrlichen, vertrauenden Augen an, daß er die Brille auf die Nase setzte, um sie genauer betrachten zu können.

„Das ist ein merkwürdiger Vorschlag“, sagte er nach einer Weile. „Findest du das nicht auch?“ wandte er sich an seine Frau.

Die Ansichten der Befragten standen den seinen entschieden diametral gegenüber.

"Liebe Miß Acland", rief sie, "das würde Sie schrecklich langweilen! Ich bin überzeugt, Sie geben es in zehn Tagen wieder auf!"

"Gewiß nicht, ganz sicher nicht!" widersprach Marjory.

"Ich fürchte, meine junge Dame, Sie werden mich mehr hindern, als mir helfen", meinte Mr. Carteret. "Ich denke mir, daß Ihre Erziehung in Bezug auf Kunst sehr beschränkt gewesen ist."

"In jeder Beziehung beschränkt", rief das junge Mädchen leidenschaftlich, "aber bitte, biete, versuchen Sie es doch nur mit mir! Ich will mir alle Mühe geben. Nach einer oder zwei Wochen können Sie mich ja wieder wegschicken, wenn ich Ihnen nicht genüge!"

Tränen standen in ihren Augen.

"Sie möchten das elterliche Haus verlassen?" fragte Mr. Carteret, sie immer noch durch die Brille betrachtend.

"Ja, o, ja!"

"Stiefmutter, wie?"

"Es ist nicht die eigne Mutter", erwiderte Marjory zurückhaltend; sie wagte es nicht, über das häßliche Elend zu sprechen.

Mr. Carteret lachte.

"Ich denke mir, es ist das gewöhnliche Programm, das zwei schöne Frauen miteinander aufführen. Küsse und Liebesungen ins Gesicht, harte Worte und Nadelstiche im geheimen."

"Ich küsse Mrs. Acland nie! Ich könnte nicht so falsch sein!" rief Marjory entriistet.

"Und eben so wenig werden Sie auf die Dauer mit Mr. Carteret auskommen können", versetzte die Tante mit der ihr eigenen Noblesse. "Er ist, wenn er an seiner Sammlung arbeitet, entsetzlich reizbar."

"Das würde mich nicht hindern!" beharrte Marjory und sie sah den Onkel bittend an. "Er sieht nicht im mindesten danach aus, als ob er unfreundlich sein könnte!"

"Und was mühte ich Ihnen für Ihre werthvollen Dienste bezahlen?"

Spielend warf Mr. Carteret die Frage hin, aber spielend, wie die Katze mit der Maus spielt.

"Bezahlen? Ihrer Nichte?" rief Marjory warmherzig.

"Richts, natürlich! Ich möchte mich Ihnen nur so gern, o, so sehr gern nützlich machen und von Hause wegkommen können."

"Ach!" Mr. Carteret nahm die Brille ab und spielte gedankenvoll damit. "Ein solches Abkommen hat mit einer Verwandten seinen Uebelstand." Die Worte galten seiner Frau. "Sie mühte natürlich mit uns essen, mühte sich sehen lassen können, wenn wir Besuch haben —"

"Das wäre kein Hinderniß", fiel Mrs. Carteret ihm ins Wort; die Art ihres Gatten verlegte sie, indem sie sich in die Lage des jungen Mädchens versetzte. "Liebe Miß Acland, können Sie vorlesen? Meine Augen sind seit letztem Winter schwach. Sie könnten mir damit sehr nützen!"

"Haben Sie die Erlaubniß Ihres Vaters zu diesem Schritt?" forschte Mr. Carteret, der sich nicht so leicht geschlagen geben wollte.

"Nein, ich fragte ihn nicht; ich fürchtete, den Muth zu verlieren. Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse!" bat Marjory, deren Herz heftig klopfte.

"Böse? Nein!" sprach er rasch wie immer. "Sie sind ein eigenthümliches junges Mädchen; immerhin will ich Ihren Vorschlag in Erwägung ziehen. Soll ich denselben annehmen, so muß ich indeß die schriftliche Einwilligung Ihres Vaters haben. Da ist Papier usw., schreiben Sie einige Zeilen!"

Marjory kam der Aufforderung nach und reichte dem Onkel das Geschriebene.

"Om! Sehr gut! Die Schrift ist nicht schlecht. Wie gesagt, ich will über Ihren Vorschlag nachdenken. Ich werde Ihnen schreiben! Seien Sie versichert, daß ich durchaus nicht unzufrieden mit Ihnen bin, — durchaus nicht!" schloß er mit unendlicher Herablassung.

"Machst du nicht viel Wesen um nichts?" nahm Mrs. Carteret in ihrer vornehmen Art das Wort. "Warum läßt du deine Nichte nicht einfach zu Besuch ein und läßt sie dir helfen und mir vorlesen? Anstatt eines Gehaltes, den sie ja nicht annehmen wird, schenke ich ihr einige hübsche Kleider. Ich möchte lieber ein Mädchen in der Priorei haben, als einen schönen, ungebildeten Menschen. Du brauchst keine Bedingungen zu machen. Miß Acland wird nur zu bald genug an uns haben!"

"Ich möchte, du liebest mich meine Geschäfte allein besorgen. Ich werde am besten wissen, was ich zu thun habe!" rief Mr. Carteret unwirsch.

"Dessen bin ich nicht so sicher!" erwiderte sie vollständig ruhig.

Marjory hatte sich erhoben. Mrs. Carteret reichte ihr lächelnd die Hand.

"Sie wollen schon gehen? Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind. Sie sollen unbedingt von mir hören. Haben Sie einen Wagen? Nein? Dann werde ich Sie nach Hause begleiten lassen!"

Und sie klingelte und befahl Virginie, Miß Acland in einem Fiaker nach Hause zu bringen.

Daß Marjory bei ihrer Rückkunft sofort zu Mr. und Mrs. Acland gerufen wurde, ist so selbstredend, wie es andererseits nicht möglich ist, die Ausdrücke des Erstaunens und des Entsetzens wiederzugeben, als sie klar und bündig die Ursache ihres Besuchs und dessen Folge erklärte.

Mrs. Acland war diese selbstständige Handlung des jungen Mädchens eine willkommene Gelgenheit, ihren Gatten, der weiches Wachs in ihrer Hand war, noch mehr gegen seine Tochter aus erster Ehe aufzustacheln, und hatte Marjory gewiß bereits die wahre Hölle in dem Hause ihres Vaters gehabt, die ganze Bitterkeit der ihr auferlegten Prüfung sollte sie erst noch auskosten, bis endlich nach drei langen Tagen der heißersehnte Besuch Mrs. Carteret's sie einem Chaos von Zweifeln entriß.

Mrs. Acland begab sich auf die Meldung der Dienerin in den Salon. Marjory wagte nicht, ihr zu folgen. Bald aber wurde sie gerufen und ihr mitgetheilt, daß Onkel und Tante Carteret so freundlich seien, sie für einen oder zwei Monate einzuladen. Mrs. Acland versprach der eleganten Dame mit ihrem süßesten Lächeln, ihr Möglichstes thun zu wollen, um Mr. Acland's Erlaubniß zu erlangen. Das größte Hinderniß böte Marjory's Toilette, die nicht der Gesellschaft, in welcher sie sich bewegen sollte, angepaßt sei.

"O", antwortete die Dame nachlässig, "dafür werde ich nur zu gern sorgen. Ich nehme an allem, was Toilette heißt, großes Interesse. Wir können nicht vor Ende der Woche abreisen; mithin bleibt Zeit genug, Miß Acland anzustatten."

Verschiedenartig waren die Beweggründe, welche das Carteret'sche Ehepaar bestimmten, Marjory einzuladen. Bei ihm: Geiz, geschmeichelte Eitelkeit, der Gedanke, ein gefügiges Werkzeug zu bekommen; von ihrer Seite: die Freude an der Beschäftigung, für einige Zeit eine hübsche Puppe nach eigener Wahl kleiden zu können.

Mrs. Acland ihrerseits aber war herzlich froh, Marjory unter so günstigen, für sie vortheilhaften Bedingungen aus dem Hause bringen zu können.

Nach einigen herrlichen, im Kaufen und Anprobieren verbrachten Tagen, einem ungewöhnlich warmen Ruß von ihrem Vater, sowie verschiedenen, unaussprechlichen Nadelstichen von der Stiefmutter verließ Marjory das elterliche Haus, um — ihrem Schicksal entgegenzugehen.

10.

Im neuen Heim.

Langford-Priorei war kein großer Landsitz. Der Name führte von einer in der Nähe liegenden Ruine her. Inmitten bewaldeter Höhen gelegen, bot die Fesung ein äußerst romantisches Bild.

Das Einkommen der Carterets beruhte nicht auf Langford. Mrs. Carteret war von vornehmer Familie und sehr reich; man erklärte sie für eine angenehme Frau. Die näheren Bekannten fragten sich freilich, ob sie klug oder thöricht, ein Automat oder eine Frau von Bildung sei. Sie haßte alle Mühe und liebte die Toilette. Sie verschwendete viel Geld für sich, überraschte aber zugleich ihre Umgebung oft durch eine große Freigebigkeit. Daß sie nicht schwach war, wußte niemand besser als ihr Gatte. Sie zankte sich nie mit ihm, ging aber ruhig ihren eigenen Weg und beeinflusste ihn nicht wenig. Das einzige Geschöpf, welches sie liebte, war Fairy, ihr Hündchen; die einzige Stimme, welche sie gelten ließ, war die ihrer französischen Jungfer.

Marjory behandelte sie wie ein Kind und das junge Mädchen, der Liebe nur zu sehr entbehrend, schloß sich ihr mit warmem Herzen an. Dem Bannkreis ihrer Stiefmutter entriekt, die sie haßte, — sie fühlte es nie mehr als jetzt, — lebte sie sozusagen von neuem auf und eine ganz andere war die Marjory, wie sie sich ihrer gütigen Beschützerin gegenüber gab, als die Marjory im Hause ihres Vaters. Ach, das Leben erschien ihr so sonnenhell; sie dachte nicht an die Zukunft, sondern einzig an die Gegenwart, über welcher leuchtend die Sonne des Glüdes stand und auf sie ihre Strahlen nieder sandte, als ob nie, nie mehr Wolken sie verdunkeln konnten.

Es war nach dem Mittagmahl am Tage ihrer Ankunft. Mrs. Carteret hatte, Fairy auf dem Schooße, im Wohnsalon Platz genommen und plauderte mit Marjory.

"Hier saß ich immer vor zehn Jahren", sagte sie, "damals war Fairy noch ein ganz kleines Hündchen."

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Ein schwaches Stäbchen ist die Liebe,
Das deiner Jugend Rebe trägt.
Das wachsend bald der Baum des Lebens
Mit seinen Aesten selbst zerschlägt.

Theod. Storm.



Für die Liebe den Tod.

Sportskizze von Richard Dietrich.

(Nachdruck verboten)

Ueber Baden-Baden brütet eine glühende Sommer Sonne. Nicht gedrängte Menschenmassen stauen sich auf dem Sattelplatz. Oben auf der Tribüne sitzen schöne Frauen, die mit bewaffnetem Auge Umschau halten unter Bekannten und Unbekannten. Nicht der Rennen wegen kamen sie meistens hierher. Man hat sich daran gewöhnt, diese sportlichen Veranstaltungen als willkommene Gelegenheit zum Flirten zu betrachten, und entfaltet den ganzen Glanz der Pariser Modeatmosphäre. Wie ein Kranz von Blumen erscheint die lange Kette von schiden Hüten und buntigen Roben. Das Publikum vor den Tribünen zeigt das altbekannte Gesicht: Offiziere, Sportsleute, Zivilisten usw. Dazwischen wimmelt es von Buchmachern, die ziemlich sorglos ihr verbotes Gewerbe treiben.

Am Totalisator drängen sich die Ahnungslosen und die Ganz-Klugen; solche, die noch in letzter Stunde einen Favoriten wetten wollen, den die freundlichen Leute mit den Umsatzbüchern nur mehr noch pari oder gar nicht legen wollen, und solche, die von den Chancen ebenso wenig Ahnung haben, wie von der Existenz der Buchmacher.

Es ist immer das Gleiche.

Den Clou des Tages bildet das große Hürdenrennen um 15 000 Mark, das an vierter Stelle gelaufen wird. Als heißer Favorit dafür gilt „Timandra“, die braune Stute der Miss Clarkson, einer schönen Amerikanerin, die ihren Stall vor einigen Jahren erst von England nach Deutschland verlegte. Als Reiter ist Mister Brown genannt, ein entfernter Verwandter von ihr, der ihr eifrigster Verehrer ist und in Sportkreisen als vorzüglicher Hindernisreiter bekannt ist.

Die ganze Sache ist so gut wie ausgemacht. Gaben noch vor drei Wochen die Buchmacher sechsfache Odds, so ist heute auch für pari-Wetten kein Engagement mehr zu bekommen. Man glaubt mit einiger Sicherheit zu wissen, daß der Totalisator über Timandras Sieg mit 12:10, für Platz aber nur mit eingezahltem Gelde quittieren wird. Die großen Plunger haben ihr Geld noch frühzeitig im Auslande an den Mann gebracht und gute Odds erzielt. Heute ist nichts mehr zu placieren.

Mühsam schlendert Leutnant von Schollene von den Stallungen zur Wäge. Er ist in vollem Dress, da er im sechsten Rennen eines Fremdes Pferd reiten wird.

Als er die Tribüne passiert, schweift sein Blick zu Mary Clarkson hinauf, die, von einem Schwarm von Verehrern umgeben, anscheinend Cerele hält. Es fällt ihm auf, daß die übermütige Frau, die sonst so lustig zu scherzen, so meisterlich zu flirten weiß, heute, am Ehrentag ihres Stalles, selbst bleich aussieht, daß ihre Augen fast unheimlich glänzen und ihre feinen Hände nervös von hier nach dort greifen.

Ernst von Schollene liebt diese Frau. Nicht so wie die anderen, die in ihr gewissermaßen den Star der Rennsaison sehen, dem man beinahe gewohnheitsmäßig seine Huldigung darbringen muß, wenn anders man überhaupt auf der Höhe der Zeit stehen will. Nein, er liebt sie tiefinnerlich und ehrlich. Mary hat seine stillen Huldigungen immer mit offener Freude entgegengenommen. Seine schlichte, ritterliche Art hat der Tochter des freien Amerika, die, von allem Luxus umgeben, von frühesten Jugend an über die Massen verwöhnt wurde, sicherlich gefallen.

Der junge Offizier sagt sich das alles selbst. Er fühlt

auch, daß sie ihm freudig die Hand reichen würde, wenn er zu ihr läme und darum bäte. Aber er will nicht, wie die anderen, als Glücksritter erscheinen; er will sich sein Glück erwerben und es sich nicht schenken lassen.

Daß das eigentlich recht törichte Empfindungen sind, da er Mary doch von ganzem Herzen liebt, kommt ihm nicht in den Sinn. Zudem glaubt er bemerkt zu haben, daß dieser Mister Brown nicht nur ein weitläufiger Vetter, sondern auch ein mit manchen Vorrechten ausgestatteter Verehrer der Amerikanerin ist. Vor wenigen Minuten noch hat er den Menschen im Stall gesehen, wo er sich zu seinem Ritt rüstete. Und es ist ihm so vorgekommen, als hätte es um Browns Mund wie verächtlicher Hohn gezuht, als hätte etwas ganz Absonderliches in seinen Rienen gelegen. Ernst von Schollene ist sich nicht klar darüber, ob er diesen Menschen eigentlich haßt, oder ob nur ein natürlicher Widerwille gegen manche seiner Eigenheiten den Grund seiner Abneigung bildet. Er weiß nur das eine, daß er Brown sehr ungern in Marys Umgebung sieht. . . .

An der Wäge herrscht große Aufregung. Erregte Gruppen von Offizieren, Sportsleuten, Trainern und Jockeys stehen da umher und diskutieren auf das lebhafteste miteinander. Leutnant von Schollene mischt sich unter sie und erfährt, um was es sich handelt.

Mr. Brown, der annoncierte Reiter der „Timandra“, ist im Stall von einem Pferd geschlagen worden und unfähig, in den Sattel zu steigen. Die Chancen der Stute werden dadurch nicht wesentlich verschoben, da sie fast außer Konkurrenz läuft. Der Hengst des Grafen Westerhagen, „Edensieher“, der für den zweiten Platz in Frage kommt, kann ihr jedenfalls nicht das Wasser reichen. Und die übrigen tragen die Etikette „Ferner liefen . . .“ sichtbarlich an der Stirn. Immerhin spricht man lebhaft darüber, weil es an sich schon interessant ist, wen die Amerikanerin nun damit betrauen wird, ihr Pferd zu sicherem Siege zu steuern. Das würde gewissermaßen den Tip für eine selbige Zukunft bedeuten, und manch einer von den Herrenreitern, die ihr den Hof machen, würde sich überglücklich schätzen.

Auch Ernst von Schollene denkt daran und tritt nachdenklich beiseite, als Mary Clarkson selbst eiligen Schrittes auf die Gruppe zuschreitet. Sie hat ihn zunächst nicht bemerkt und scheint sich nach jemand zu erkundigen. Als sie seiner endlich ansichtig wird, steigt sie fast auf ihn zu, nimmt ungestüm seinen Arm und führt ihn aus dem Gedränge.

„Wenn Sie mich so lieben, Schollene, wie ich glaube, werden Sie „Timandra“ reiten.“

Zubelnd will der junge Offizier schon ihre feine Hand an die Lippen pressen, als er ihr ins Auge sieht und erschrocken zurückfährt.

Totenblässe bedeckt ihr Gesicht . . . angstvoll zuden ihre Blicke hin und her, — wie gebrochen scheint ihre ganze herrliche Gestalt.

„Ja, mein Gott, Gnädigste —!“

„Sagen Sie nichts, Ernst . . . sagen Sie nichts . . . helfen Sie nur!“

Angstvoll hebt sie ihr wundervolles Auge zu ihm empor und blickt ihn fragend und zitternd an.

„Erklären Sie mir, Mary —“

„Ja — ja — o mein Gott — es muß ja sein — nur Sie können mich retten!“

Und in fliegender Hast und zitternd und bebend gesteht sie ihm, daß sie ihr ganzes Vermögen verbracht und daß ihr letzter Rest auf „Edensieher“ placiert wurde, der siegen muß, soll anders sie nicht morgen ärmer sein als ein Bettelkind. Brown war ihr Helfershelfer; er würde „Timandra“ gehalten haben um jeden Preis. Nun aber . . .

„Ernst — wenn Du mich liebst — wenn mich Dein Auge nicht betrogen hat in jeder Stunde, da wir beisammen waren, — so reite Du „Timandra“ . . . und führe sie — nicht zum Siege!“ —

Stoßweise und heiser kommen die Worte von ihren Lippen und flehend und werbend zugleich sieht sie auf zu ihm.

„Mary, Du weißt nicht, was Du sprichst! . . . Daß ich Dich liebe, wahnsinnig und treu, das weiß Gott im Himmel.

Aber, Mary, was Du da verlangst, das ist Verbrechen, das ist mehr als das! Es ist unmöglich!"

"Dein letztes Wort?"

"Mein letztes!"

Und wie ein Keulenschlag fällt es auf die junge Frau hernieder. Sie würde zusammensinken, wenn er sie nicht hielte.

... Wie er sie so vor sich sieht, ein Bild des Jammers, was soeben noch strahlend und schön war, wie er ihre angstvollen Blicke fühlt, die sich sehrend und anklagend an seine Lippen heften, als könnte es nicht sein, daß er ihr den ersten Wunsch abschlagen, die letzte Bitte verweigern könnte, — da ist er seiner Sinne nicht mehr mächtig, — da dreht sich die Welt im Kreise vor ihm, — da reißt er sich los und fast wie in jubelnder Erkenntnis ruft er ihr zu:

"Ja — ja — ich will es tun!"

Dann stürzt er wie toll von dannen.

Als die Glocke zum vierten Rennen ruft, hat sich für die Sportsmen das Bild wenig geändert. Leutnant von Schollene gilt als sicherer Reiter, und die Gewichtschance hat sich kaum verschoben.

Die Flagge fällt und die Fahrt geht ohne Aufenthalt am Start von dannen.

Das Fünferfeld zieht geschlossen über die Bahn. "Timandra" und "Edensteher" halten die letzten Plätze.

Später verschiebt sich die Lage. "Edensteher" rückt auf, und "Timandra" liegt an seinen Gurten.

Endlich, in der Graden, setzt die Stute der Amerikanerin Dampf auf und führt mit einer Länge.

Kurz vor der letzten Hürde sieht sich Leutnant von Schollene vorsichtig um und bemerkt, daß "Edensteher" scharf aufrückt. Er greift zur Peitsche und jagt seinem Tiere die Sporen in die Weichen, daß es in wildem Schmerz wie toll emporgeht, über die Hürde stolpert und über seinem Reiter zusammenbricht.

Ein Schrei des Entsetzens klingt über die Bahn.

"Ein schöner Reitertod!" sagt der alte General an Schollenes Bahre, als sich Mary Clarkson in unsäglichem Weh über den Geliebten wirft, der für sie in den Tod ging.

Ob sie es fühlen mag, wieviel dieser Mann ihr geopfert? Sie hat wohl kaum verstanden, warum es so sein mußte und nicht anders sein konnte.

Am anderen Tage aber melden die Blätter lakonisch im Sportbericht: "Die heiße Favoritin "Timandra" aus dem Stalle der schönen Miß Mary Clarkson kam an der letzten Hürde zum Sturz und begrub ihren Reiter, Leutnant von Schollene, unter sich, leider so unglücklich, daß er tot vom Platze getragen wurde. "Edensteher" trug unter solchen Umständen die Westerbahngesellen Farben zu leichtem Sieg. Der Totalisator quittierte diese Ueberraschung mit 235:10."

Dankend abgelehnt.

Li-Hung-Tsi, der Chefredakteur der in Peking erscheinenden Zeitung "Si-Tsu" war genötigt, einem "freiwilligen" Mitarbeiter das von diesem eingereichte, ganz unbrauchbare Manuskript zurückzusenden. Er tat es mit folgendem Briefe:

Berühmter Bruder der Sonne und des Mondes! Blicke auf Deinen Knecht, der sich vor Dir in den Staub wirft. Ich mache den Klotz vor Dir und erbitte von Deiner Gnade, daß Du mir gestatten mögest zu leben und zu sprechen. Dein geschätztes Manuskript hat geruht, mich mit dem Lichte seines wunderbaren Inhalts zu überstrahlen. Ich habe es mit unbeschreiblichem Entzücken durchflogen. Bei den ehrwürdigen Gebahren meiner Vorfahren! Ich habe noch niemals soviel Geist, Pathos und Gedankentiefe in einer Schrift vereint gefunden. Ich gebe Dir das großartige Werk mit Furcht und Zittern zurück. Wollte ich es wagen, dieses literarische Kunstwerk in meinem elenden Blatte zu veröffentlichen, so würde unser allermächtigster Kaiser anordnen, daß es für alle Zukunft als das einzig wahre Muster eines guten Stils gelten, und daß nichts mehr gedruckt werden solle, was ihm nicht gleichkommt. Und da ich die ganze Literatur kenne und

überzeugt bin, daß in den nächsten zehntausend Jahren nichts ähnliches geschrieben werden kann, so wage ich es, Dir Dein wertvolles Manuskript hiermit zurückzugeben. Ich flehe Dich zehntausendmal um Verzeihung. Sieh', mein elendes Haupt liegt zu Deinen Füßen, tue damit, was Dir beliebt.

Deiner Knechte Knecht

Li-Hung-Tsi

Chefredakteur.

S. Pötter.



Große Schädel. Den größten Kopf der Welt besaß früher ein Amerikaner, namens George Jennings in Colorado, dessen Riesenschädel einen Umfang von 32 englischen Zoll hatte. Der glückliche Eigentümer hatte ihn an die chirurgische Gesellschaft in Colorado für den Preis von dreitausend Dollars verkauft, wovon ihm ein Drittel bar ausgezahlt wurde, während zweitausend Dollars nach seinem Tode an seine Familie gezahlt werden sollten, natürlich gegen Auslieferung des Schädels. Der Schädel Jennings muß aber im Vergleich mit dem Schädel eines anders Jankes, des Mr. James Menut in Newyork noch als ein reiner Zwergschädel bezeichnet werden. Menuts Riesenschädel hat einen Umfang von 52 Zoll, ist also zweieinhalbmal so groß als ein normaler männlicher Schädel. Dabei ist Mr. Menut nur 4 Fuß 1 Zoll groß. Er hat seinen Kopf und Körper für 4000 Dollars an die Gesellschaft der Newyorker Aerzte verkauft.

Der größte Baum der Welt ist vor kurzem in den Wäldern von Californien entdeckt worden. Der Baum hat eine Höhe von 350 Fuß und in Brusthöhe einen Durchmesser von 51 Fuß. Man nimmt an, daß dieser Baum schon im Wachstum begriffen war zu der Zeit, wo auf dem Libanon die Cedern für den Tempel Salomons in Jerusalem gefällt wurden.

Gedankensplitter eines lachenden Philosophen.

Nenn ein Mädchen ein Hexchen, so fühlt es sich geschmeichelt; Nenn eine Frau eine Hexe, so ist sie entrüstet. Nenn ein Mädchen ein Kästchen, so hört es das gern; nenn eine Frau eine Kasse, so wird sie Dich hassen. Ein komisches Geschlecht, das weiblich!

Viele Antiquitätenhändler verstehen es meisterhaft, einem neuen Möbelsstück das Aussehen zu geben, als wäre es über hundert Jahre alt. Mein kleiner Junge versteht es auch.



Es spricht besser wie Mama. Besucherin: "Nun, kann Ihr Baby auch schon sprechen?"

Glückliche Mutter (stolz): "Aber natürlich! Baby, sag' mal Mama!"

Baby: "Odl dowl."

Mutter: "Nun sag Papa!"

Baby: "Odl dowl."

Mutter: "Nun sag zur Dame, Wie geht's!"

Baby: "Odl dowl."

Mutter: "Oh, das dürfte kleine Herz, kann son viel besser sprechen wie Mama kann."

Chicago Post.

Ein Schwerenöster. Junge Erbin: "Und wann haben Sie zuerst das Licht der Welt erblickt, Herr Graf?"

Graf: "Als ich Ihnen begegnete, mein gnädiges Fräulein."

Journal pour rire.